Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 232. Bromberg, den 24. Oktober 1928.

Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**

Viertes Kapitel.

Oh, was für ein wunderbares Bett!

Leise steigt er die Treppe hinunter. Er streicht, ganz verkrümmt unter seiner kostbaren Last, die Mauer entlang. Ein guter Geruch von gesponnenem Zucker dringt durch die Öffnung des kleinen Fensterchens und verbreitet sich im ganzen Haus. Die Mutter Tavane mahlt eben Kaffee und im Knirschen ihrer Kaffeemühle verliert sich das Geräusch der Schritte, mit denen der Gehetzte über die Stufen eilt.

Ach, und schon wieder beginnt die Ziehharmonika ... Ein schmelzender Walzer!

„Ist es erst vorbei,
ist der Traum gestorben ..."

Vinzenz setzt das Kind auf dem Gang vor sich hin und befiehlt mit tonloser Stimme: „Nicht einen Laut!"

Dann drückt er langsam, langsam die Türklinke nieder. Die Tür öffnet sich. Er geht hinein. Boubou, den er vor sich herschielt, fühlt sich nicht recht sicher und flüstert angstvoll: „Hu, der schwarze Mann ...ist er da?"

„Pst!" macht Vinzenz und legt den Finger an den Mund.

Er nirft rasch einen Blick um sich. Auf der großen Hobelbank im Hinterladen sind nur mehr einige Werkzeuge verstreut, rund herum liegen Sägespäne, Schrauben und Holzstücke. Amédées „Arbeit" ist nicht mehr da! Vinzenz erzittert. Ist sein Geselle vielleicht schon fortgegangen, um die „Arbeit"abzuliefern! Das würde seinen Plan zunichte machen. Er wäre verloren. Gefangen. Er wäre gefangen! Schon umklammern die Finger wild das Rasiermesser in der Tasche. Gefangen! Niemals! Dann lieber tot!

Aber plötzlich erinnert er sich, daß Amédée doch eben erst gesagt hat: „Ich habe ihn auf den kleinen Vierräderigen geladen. Rasch läuft er auf den Zehenspitzen durch den Hinterladen und öffnet behutsam die andere Tür, die in den Hof führt. Er steckt den Kopf durch den Spalt und atmet erleichtert auf. Amédées „Arbeit" liegt auf dem kleinen Handwagen, eine Wagendecke, die einst grün war, aber im Laufe der Jahre von Sonne und Regen entfärbt wurde, ist darüber gebreitet.

„Komm rasch, Boubou!"

Boubou läuft dem Vater in den Hof nach. Er trägt seine Schuhe in der Hand und geht gescheiterweise auf den Socken, damit er nur ja keinen Lärm macht und den bösen schwarzen Mann aufweckt.

„Komm rasch, Boubou!"

Vinzenz hat die Wagendecke weggezogen und so Amédées „Arbeit" aufgedeckt. Wie neugierig seine Hochzeitsgäste doch eben erst darauf gewesen waren! Aber hätte er denn, ohne die laute Fröhlichkeit des Festes zu stören, antworten können: „Amédées Arbeit ... ist ein ..."

... Vinzenz hatte die Wagendecke weggezogen und einen großen Sarg aus Eichenholz aufgedeckt.

Der gehetzte Mann lauscht, blickt heimlich nach rechts und links.

„Vorwärts Boubou! ... Sie tanzen ... Das macht Lärm."

Wie traurig doch diese Ziehharmonika ist! Jämmerlich winselt sie in schwindsüchtiger Heiserkeit.

„Warum weinen nach verflossenen Tagen,
Warum um entschwundene Träume klagen? ..."

„Hab keine Angst, Boubou ... Wir werden uns da hinein legen, wir beide."

Ach, Boubou, warum sollte der auch Angst haben! Er hat ja noch nie einen Sarg gesehen. Weiß gar nicht, was das ist. Weiß er denn überhaupt schon etwas vom Tod?

Vinzenz hebt das Kind auf den Wagen. Dann steigt er ihm nach.

„Du darfst vor allem nicht schreien, Boubou! ... Und auch nicht weinen ... nichts reden ... auch dann nicht, wenn du seine Stimme hörst!"

„Ja, ja, Papa."

Vinzenz legt sich zuerst in den Sarg. Oh, was für ein wunderbares Bett. Es ist ein großer Sarg, gearbeitet für einen großen, starken Mann.

„Leg dich zwischen meine Beine, Boubou ... Schnell ... zwischen meine Beine ... so ... ja ..."

Und Vinzenz gibt die Decke wieder über den Sarg.

„Zieh auch daran, Boubou ... weiter oben ... noch! ... Und nun leg dich nieder und rühr dich nicht mehr!"

Jetzt, da das Tuch wieder über sie gezogen ist, verschiebt Vinzenz ein wenig den Deckel. Er wird ihn auf dem Weg dann gleich mit zwei Fingern heben, um etwas frische Luft hereinzulassen.

Der Sarg ist geschlossen ...

Die Ziehharmonika haucht wie in weiter Ferne den schmelzenden Walzer aus.

Da — Schritte! Man kommt. Amédée. Es war die höchste Zeit.

Schritte ...

Boubous Händchen krampfen sich voll nervösen Entsetzens in die Beine seines Vaters.

Der schwarze Mann geht um ...

Vinzenz zieht das Gesicht zusammen. Der da draußen, das ist nicht Amédée! Jemand geht um den Wagen herum. Wer? Sicher der Koch. Jemand nimmt die Wagendecke, schiebt sie zur Seite. Vinzenz hört, wie das rauhe Tuch über das Holz des Sarges kratzt.

Der Verfolgte hält den Atem an. Er spürt, wie Boubou ganz steif wird vor Angst. Ach, Boubou! Wenn er nur nicht schreit!

Der schwarze Mann geht um ... der schwarze Mann geht um ...

Stille! ... Grabesstille! ... Eine ganz unmögliche Stille muß eingehalten werden! Doch da kommt Vinzenz ein Geräusch zu Ohren, ein unaufhörlich sich steigerndes, wachsendes, ein immer stärker werdendes Geräusch.

Tick ... tack ... tick ... tack ... tick ... tack ...

Seine Uhr, seine große Tischleruhr, die er in der Uhrtasche vergessen hatte, sein „Riesenwerkel", auf das er vor den Gesellen so stolz war, — aus ihr kommen diese widerhallenden metallischen Schläge

Tick ... tack ... tick ... tack ...

O, diese Uhr! Sie wird ihn noch verraten. An eine Bewegung, mit der er sie aufhalten könnte, ist nicht zu denken. Schon der leiseste Versuch dazu könnte gefährlich werden. Und nun kommen zu den Schlägen der Uhr auch

noch laute, heftige, zitternde Hammerschläge, die an das Ohr des Verzweifelten schlagen.

Tock ... tock ...

Vinzenz, dessen gepeinigte Nerven jedes, auch das kleinste Geräusch vergröbert und verändert erscheinen lassen, glaubt sein eigenes Herz wie einen Eisenkammer klopfen zu hören.

Tock ... tock ...

Der schwarze Mann geht um ... Der schwarze Mann ...

Da legen sich ein Paar Hände auf den Sargdeckel, tasten darauf herum, wollen ihn schon aufheben — wenn nicht daneben eine Stimme einfiele: „Halt! Laß das Koch!"

Amédées Stimme!

Der Koch ist peinlich berührt, daß man ihn überrascht hat.

„Hab keine Angst", sagt er scherzend, „ich trag ihn nicht davon. Brauch hoffentlich noch lange keinen. Hahaha!"

„Kannst mir helfen, Koch, daß ich die Wagendecke drüberbreite ... Der Meister hat mir's eben aufgetragen ... Paß auf, daß die Hochzeitsgäste dein Trumm nicht sehen. Das tät ihnen auch den Spaß verderben. Du verstehst, mein Alter!"

„Der Meister hat dir's eben aufgetragen?"

„Ja, vor ein paar Minuten ..."

„Und wo ist er denn jetzt?"

„In seinem Zimmer ... Aber nun gib die Zügel her ... ich spann mich ein ... Hüo ... schieb doch ein wenig an, damit ich weiter komm!"

„Und wo wirst du das abliefern?"

„Beim Bürgermeister drüben ... Stell dir vor, Kumpan, mitten in der Ratssitzung ist er umgefallen ... Man hat ihn vom Teppich aufgehoben ... Herzschlag, was sagst du! ... Ein schöner Tod, gelt, Alter? ... Man steht nichts aus ... So mach doch das Tor auf! ... Danke schön, Bruder!"

Der Wagen setzt sich in Bewegung und Vinzenz spannt alle seine Halsmuskeln an, um bei den springenden Achsen nicht mit dem Kopf an die Sargwand zu stoßen. Eine große Hoffnung weitet jetzt sein Herz, das Glück betäubt ihn. Er wird durch die Maschen des Netzes schlüpfen ... schon öffnet sich der Weg vor ihm ... er wird fliehen können, weit, weit fliehen ... fliehen! Und so vergißt er die tausend Späheraugen, die in ganz Frankreich schon sein Antlitz suchen.

Fünftes Kapitel

In Sargesnacht.

Amédée zog seinen Wagen zehn Meter weit die Straße entlang, da besann er sich, kehrte um und kam wieder in den Hof zurück.

„Was kann nur los sein?" fragte sich Vinzenz besorgt.

Der Geselle hat die Wagendecke zurückgezogen und den Sarg aufgedeckt ...

Wird er ihn öffnen?

Mit ungeheurer Anspannung bezähmt der gejagte Mann seine bebenden Kiefer.

Aber da ist immer noch diese verfluchte Uhr. Tick, tack, tick, tack! Und noch immer das Herz. Tock, tock, tock!

Hoho, welch ein Geräusch ...

Es ist wie das Geknabber von Mäusen, die sich in der nächtlichen Stille eines Speichers ihren Weg durch eine alte Truhe bahnen. Wie das unablässige Geknabber wilder Nagetiere ...

Ach, wie entsetzlich, es zu beobachten. Und was macht Amédée? Aber ...

Da kommt, eine Kartoffel schälend, mit gleichgültigen Schritten wieder der fremde Koch. „Ah, Tischler, da bist du ja wieder!"

„Ja, ja, Kamerad, da bin ich wieder."

„Und was treibst du da?"

„Du siehst ja ... ich schraube den Deckel zu ... hier oben einmal ... und dort zu Füßen ... Das hält gut ... ist fest! ... Sonst fliegt mir der Deckel bei den Stößen noch herunter ... Geh, hilf mir die Decke wieder draufgeben, wenn du schon da stehst ... und gib hinten noch einen Ruck! ... Schwer loszukommen! ... Hüo ... Jetzt geht's Dank schön! ... Auf Wiederschaun!"

Der Wagen schwankt, hüpft, rollt der Kreuz und Quer über das holprige Pflaster durch die Straßen. Ab und zu hält Amédée inne, wischt sich, an eine Achse gelehnt, den Schweiß von der Stirne und brummt dazu: „Sapristi! ... das hat ein Gewicht! ... Ich beneide die Leichenträger nicht."

Der Wagen schwankt, hüpft ... Die Luft im Sarg wird immer weniger erträglich. Boubou rührt sich mit klopfenden Schläfen und erhitztem Gesicht und versucht sich aufzurichten. Er möchte den Deckel aufstoßen. Vinzenz aber preßt ihn fest zwischen die Beine und flüstert tonlos: „Der schwarze Mann!"

Das Kind erschrickt neuerdings und rührt sich nicht. Will sich aber, wie es wieder von langsamen, entsetzlichen Erstickungsanfällen befallen wird, um jeden Preis aus der gewaltsamen Umklammerung des Vaters befreien.

Es will atmen, atmen ... Ach, frei atmen! Alle Glieder schmerzen. So beginnt es zu stöhnen.

Wenn Amédée das nur nicht hört! Vinzenz hat die Augen geschlossen, ganz merkwürdig klar erwägt er die Lage. Jeder andere wäre in dem schweren Dunkel des luftdicht verschlossenen Sarges verrückt geworden, hätte den Kopf verloren. Aber er hatte ja schon so viel gesehen, so viel erlebt, so viel gelitten! Was Schmerzen betrifft, die fürchtet er nicht. Was er will, ist, fünf Tage lang der Meute der auf seine Fährte gehetzten Polizisten zu entrinnen. Und, so wie einst, ist er auch jetzt bereit, alles zu erdulden. Welche Fülle von Jammer, Qualen und Demütigungen bedeuten die zehn Jahre Bagno doch für ihn! Welch ein langes Martyrium von Hunger und Durst seine Flucht! Er hat damals soviel Strapazen gelitten, daß er körperliche Schmerzen nicht fürchten kann. Aber Boubou ...

„Pst! ... Der schwarze Mann!"

Vinzenz' Atem wird kurz und heftig. Er überlegt: Kann er seinen Sohn in diesem verschlossenen Sarg, dessen verpestete Luft immer drückender wird, noch lange behalten? Er selber kämpft ja schon keuchend mit aller Kraft gegen den instinktiven Aufruhr seiner gefährdeten Natur, seine Hände liegen gegen seinen Willen an dem Deckel, als wollten sie ihn aufstemmen.

Amédée, der, um zum Haus des Bürgermeisters zu gelangen, durch die Felder gehen muß, ist, nach Vinzenz' erfahrener Berechnung, erst auf der Hälfte seines Weges ...

„Hu, der schwarze Mann — da ist er!"

Angenommen schließlich, er könnte bis an das Ziel in dem Sarg verbleiben, wie sollte er denn dann wieder herauskommen? Derjenige oder diejenigen, die ihn unter dem Deckel heraussteigen sehen müßten — denn es würden doch wohl Diener des Verstorbenen, Leichenbitter oder Familienmitglieder anwesend sein — würden sich doch sicher argwöhnisch seiner bemächtigen und Lärm schlagen.

„Boubou ... Boubou ... das ist er, der Schwarze!"

Boubou hat Schlucken, heult und strampelt ...

„Boubou, so schweig doch! ... Der schwarze Mann!"

Doch das Kind wehrt sich. Es will schreien. Sein Atem erstickt in einem Röcheln.

„Schweig!"

Amédée hält inne. Und man hört seine überraschte Stimme: „He! ... Was ist denn das?"

Vinzenz' Knie zwängen Boubou von beiden Seiten ein und er legt die Hand, seine schwere Hand auf den weit geöffneten Mund des Kindes.

Jetzt spricht Amédée mit sich: „Tja, merkwürdig, hab' geglaubt, daß da einer hinter mir spricht. Hab' doch nur zwei Glas Weißwein und einen kleinen Kümmel getrunken. ... Ich träum doch nicht! ... Ach was, Einbildung! ... Vorwärts marsch!"

Und der Wagen geht weiter der Kreuz und Quer ...

Aber warum streckt sich Boubou auf einmal so heftig und krallt dabei seine kleinen Nägel in Vinzenz' grobe Hose hinein. Das ist ja wie ein letzter Todeskampf. Ha! Der Mann zieht die Hand zurück, seine schwere Hand, mit der er das Kind geknebelt hat.

„Was hast du, Boubou? ... So antworte doch!"

Da seine ganze Aufmerksamkeit auf die Geräusche draußen gerichtet war, hatte er gar nicht bemerkt, daß er den heftigen Atem des Kindes mit seiner gewaltigen Faust erstickte.

„Boubou! ... Du!"

Und schon läßt er seine Beine, die das Kind wie Zangen einzwängen, schlaff werden.

„Boubou, antworte doch! ... Was hast du?"

Das Kind rührt sich nicht.

Hat Vinzenz seinen Sohn erstickt? Er weiß es nicht genau, aber der schwere Druck auf dem Mund des Kleinen hat sicher lang gedauert, viel zu lang. Und dann ist die Luft auch schon tödlich geworden. Sogar er, der doch eine große Widerstandskraft hat, kann kaum mehr atmen. Ihm ist als würden seine Wangen, seine Lippen, sein Hals angeschwollen, aufgedunsen. Er muß aus diesem Sarg heraus, sofort! ...

„Boubou! ... Mein Boubou!"

Schließlich könnte er ja Amédée überlisten, ihm sagen, das sei der Scherz eines „Hochzeiters", der ein bißchen zu viel getrunken hat.

Ein grausiger Scherz, aber doch drollig!

„Amédée! ... Hallo Amédée!"

Ha! Vinzenz öffnet die Augen im Dunkel, reißt sie auf, ungeheuer weit . . .

Das, was er wie von weitem hört — oder vielleicht ist es ganz nahe, die dicke Decke und das Holz des Sarges dämpfen ja jedes Geräusch so sehr — dieser Lärm, das ist ja die Trompete des Tellerflickers. Man hat seine Flucht bemerkt. Man verfolgt ihn. Man wird ihn erwischen.

Ach, was liegt schon daran, wenn Boubou nicht mehr lebt!

„Boubou, so antworte doch! . . . Boubou, mein Kleiner!" Doch was ist das für ein plötzliches Getöse?

Er kann lange schreien und mit den Fäusten an die Wände seines Kerkers schlagen — Amédée hört ihn nicht. Und Vinzenz errät den Grund. Der Wagen geht durch einen engen Tunnel, der hier unter dem Eisenbahndamm durchführt. Und das Knarren der Achsen, das Rollen der eisenbeschlagenen Räder auf dem holprigen Pflaster vervielfältigen sich, widerhallen in dem tönenden Gewölbe.

Heraus!

Mit der Geschmeidigkeit eines Akrobaten wendet sich Vinzenz um. Er hat das schreckliche Gefühl, daß er mit dem einen Bein Boubous reglosen Körper zermalmt, aber er kann es nicht wegziehen, er kann sich nicht losmachen . . . Und er muß rasch handeln! Schon packt ihn eine Art Schwindel. Er röchelt . . . aber mit einer letzten verzweifelten Willensanspannung kniet er nieder und stößt, stößt, stößt zu wie ein Bock mit seinem gekrümmten Rücken . . . Das Holz des Deckels scheint nachzugeben. Aber da verlassen ihn die Kräfte . . . Hinter seinen heißen Augen wachsen und entstehen merkwürdige Blumen. Sein Kopf wiegt so schwer. Noch zum letzten Mal ein Versuch.

Ahhh . . .

Das war stark . . . Vinzenz befindet sich auf einmal aufrecht auf den Knien, sein Gesicht badet in einem Meer von wogend frischer Luft. Er öffnet den Mund, atmet gierig die lebendige Frische stützt sich mit beiden Händen an den Rand des Sarges und wackelt dabei, betäubt wie ein Betrunkener, mit dem Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Der echte Rembrandt.

Skizze von Frida Schanz.

Herr Werner Bergblom, Referendar, dicht vor dem Assessor, hatte sich mit einem reizenden Mädel verlobt, — einem jungen Ding, schlicht und blühend. Nichts sah man ihr an, weder den Doktor der Kunstgeschichte, den sie vor einem halben Jahr errungen und der ihr an zwei Lyzeen eine Anstellung für Vorlesungen und Museumsführungen einbrachte, noch auch den rebellischen Geist, der in ihr wohnte.

Sie liebte Werner; ihr Herz war sein. Mit Abscheu aber wies ihr klarer Sinn jedes Zurschaustellen des beiderseitigen Glückes zurück: Anzeigen, Verlobungsvisiten, Verlobungsgesellschaften, — alles das, was die im alten Beamtenstand verankerte Familie Werners als heiliges Zubehör des Ereignisses betrachtete.

Eine Revolutionärin war sie, diese Helly. Mit feinem gescheiten Lächeln fügte sie sich indessen auf Werners Bitten in die geheiligten Traditionen, machte zahlreiche Besuche mit dem Erwählten, ließ sich, mehr und mehr beglückt vom eigenen Opfermut, einladen und antoasten. Alles ging leicht und glatt; einen einzigen Besuch hatte man noch abzustatten; dann war man „herum".

Dieser letzte, nicht unwichtige, wie Werner ihr erklärte, sollte einem alten Onkel, dem „Erbonkel", gelten. Früh in den Ruhestand aus gleichfalls recht ruhevollem Verwaltungsposten versetzt, beschäftigte er sich, von der großen Verwandtschaft achtungsvoll verhätschelt, mit der immer wieder erneuten nach Stimmung und Erlebnissen unermüdlich abgeänderten Abfassung seines Testamentes, neue Erben einsetzend, alte in Ungnade gefallene ausstoßend, Verstoßene wieder zu Gnaden erhebend.

In dreiunddreißig Erbportionen, sagte Werner, habe der alte Herr seine aus Geld und Kostbarkeiten bestehende, nicht geringe Habe geteilt. Von über zwanzig Vermächtnissen habe er selbst einmal schmunzelnd gesprochen.

Helly, die Blühende, Blutjunge, fand diesen Alterssport entsetzlich kümmerlich und langweilig. Aber in ihre klaren Augen kam dann auf einmal leuchtendes Leben, denn Werner berichtete:

„Onkel Theobald hat einen echten Rembrandt in seinem Besitz."

„Einen — echten —?"

„Jawohl, nach Zeugnis verschiedener Kunstkenner einen wirklich echten — freilich sehr stark eingedunkelt: eine grauhaarige Frau, die im Schein zweier herabgebrannter Kerzen in der Bibel liest."

Helly fuhr auf, hellsten Interesses voll

„Es ist doch nicht möglich!"

„Du wirst ja sehen."

„Lieber Junge, dieser Besuch scheint mir der interessanteste von allen zu sein." —

Das war er, — in jeder Beziehung, durchaus nicht nur wegen des Bildes. Helly entschied im Augenblick, in einer solchen Aufhäufung von Wert und Sammelkram möchte sie nicht wohnen. Aber eine Stunde als Besuch darin zu sein, fand sie entzückend. Ihr gescheiter Blick fand für jedes Ding das Wie und Woher erstaunlich schnell heraus; und das feinste Altertum, der Besitzer, ward gleichfalls rasch und richtig in ihrem Innern bewertet.

„Dieser alte, zierlich gepflegte Herr, — riesig nett!! Der Sinn oder Unsinn seiner Besitzverteilung macht ihm offenbar selbst den größten Spaß. Mit diesem verschmitzten Lächeln in Augen- und Mundwinkeln ist man kein lederner Krämer."

Eine schöne Stunde verging. In außen und innen vergoldeten Tassen, die Helly entzückten — Berliner Porzellanmanufaktur von 1800 —, wurde Frühstücksschokolade angeboten. Mit dem blitzend beringten Zeigefinger wies dann der Onkel auf das dunkelste Bild an der kornblumenblau tapezierten Bilderwand des Raumes.

„Nun, und mein Rembrandt? Was sagt mein neues Nichtchen zu dem?"

Helly bat nach langer gesammelter Betrachtung, das Gemälde in der Nähe studieren zu dürfen. „Gewährt!! Aber, bitte, nicht die Rückseite ansehen!"

Helly mußte über das Verbot lachen. Mit Ernst und Sachlichkeit setzte sie sich, das Bild auf dem Schoße, zurecht Aus der silbergrauen Ledertasche zog sie die dicke, zehn verschiedene Vergrößerungsgläser umfassende Lupe, äugte hin, äugte her, drehte und wechselte die Gläser, schabte mit dem wie ein Perlmuttermesserchen geschliffenen Nagel des linken kleinen Fingers ein nicht sichtbares Farbenatom ab und gab dann, mit den klaren Augen das spinnwebzarte Männchen unerschrocken anblickend, ihr Urteil ab:

„Ein echter Rembrandt keinesfalls! Vielleicht sogar Kopie eines verloren gegangenen Rembrandtbildes — —"

Lächelnd wie über eine liebe dumme Kinderrede, nahm ihr der alte Herr das Bild ab, stieg selbst auf einen dünnbeinigen wackelnden Stuhl und hängte mit den zarten elfenbeinfarbenen Händen den Schatz sorglich auf. — — —

„O, Helly, mit dem haben wir's aber gründlich verdorben," sagte Werner, als das Paar nach herzlich höflichem Abschied die Treppe hinunter ging.

Die klare wahrheitsliebende Helly fragte voll höchstem Erstaunen: „Wieso?"

Wer Onkel Theobald in diesem Augenblick gesehen hätte, würde ebenso erstaunt gefragt haben. Er saß blitzvergnügt auf dem kleinen steifen Sofa aus der Wertherzeit, hatte das Bild wieder umständlich von seinem Nagel heruntergeholt und weidete sich am Anblick der Rückseite.

Frühling war um ihn, Frühling, mit einem lichten leichten Mädchenkleid, mit einem lichten Mädchenwesen in seine alten Kemenaten herein geweht. —

„So eine Dirn! So eine Dirn!" sprach er fein schmunzelnd vor sich hin.

Auf einem vergilbten Papierblatt, das dem Bilde auf dem Rücken klebte, standen Namen, eine lange Reihe, zum Teil verblaßt, zum Teil mit frischerer Schrift geschrieben, alle, bis auf einen, wieder durchgestrichen, einige Striche durch darunter gesetzte Punkte null und nichtig gemacht, die Punkte dann wieder ausgestrichen. Die ganze Reihe mit dem Drum und Dran wurde jetzt mit dickem Federstrich ungültig gemacht. Unter die Schar der Enterbten schrieb der alte Herr klar und schön: „Dieses Bild, ein Rembrandt, gehört nach meinem Tode Werner Bergblom, meinem Neffen, und seiner Braut bzw. Gattin Helly." —

Sie waren seit vier Wochen verheiratet, die von Helly für überflüssig erachtete große Hochzeit und die als unnütz erklärte Hochzeitsreise vergangen wie ein schöner Traum. Sie saßen im bescheidenen vornehmen eigenen Heim.

Auf diesen Zeitpunkt hatte der Alte wohl gewartet. Ergriffen vernahm das junge Paar die Kunde von seinem stillen sanften Tod.

Ein paar Tage später erfuhren sie dann, der Rembrandt sei ihr eigen, neben zweien der nicht unbeträchtlichen Geldportionen und sechs goldenen Tassen.

Der von ihr als unecht bezeichnete Rembrandt!

Immerhin, — Helly freute sich riesig, gar nicht viel weniger als ihr Gatte, der seiner jungen Frau unter Küssen erklärte, er habe damals durchaus nicht felsenfest an ihren kunstverständigen Richterspruch geglaubt. Einmal könne der weiseste Kunstkenner wohl irren.

Helly wußte es besser. Aber sie war ihrem Manne nicht böse.

Innerhalb ihrer revolutionären Natur lag das feine Sichbeugen, aus Liebe, aus Nachsicht, aus jener stillen Überlegenheit, die gern einmal unterliegt.

„Also gut, — es ist unser Rembrandt!“

Drei Jahre ist das glückliche Paar jetzt verheiratet. Ich glaube, Helly glaubt nach so langer Gewöhnung an das Wort „unser“ manchmal selber, der Rembrandt sei echt.

Die Freundinnen.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Es gab immer noch ein paar unentwegte Badegäste in dem kleinen Ort, welche die Stille des Herbstes und die Gleichmäßigkeit der aufgespeicherten Meereswärme mehr schätzten als den Lärm und die Unbeständigkeit des Sommers. Und es war ganz natürlich, daß die Menschen bekannter, vertrauter miteinander wurden und alle städtische Förmlichkeit fallen ließen. Wenn der junge Maler Brigge von der Veranda seiner Wohnung auf den Strand sah, blickte er auf die bunten Wimpel der „Burg der Freundinnen“, wie er sie genannt hatte. Dort saßen die schwarze, in sich gekehrte und etwas verhaltene Herta und die blonde, lebhafte und liebenswürdige Ilse, — Mädchen, die ihren späten Urlaub hier verlebten und die auf dem täglichen Wege an dem Haus des Malers vorbei rasch gut mit diesem bekannt geworden waren. Manchmal ging er zu ihnen hinunter, brachte Erfrischungen oder Bücher mit und half an der Sandburg bauen, bisweilen auch kam Ilse allein, und wenn sie ihn vor dem Hause oder auf den Dünen traf, blieb sie ein Weilchen bei ihm stehen — er zeigte ein paar Skizzenblätter —, und erst an den wenigen, manchmal verlegenen Worten, die sie sprachen, merkte Brigge, daß sie schon froh waren, dies Alleinsein miteinander überhaupt zu finden und zu genießen. Wenn dann die blonde, zierliche Gestalt entschwunden war, blieb in dem Manne kein Zweifel, daß er die kleine Ilse gern hatte.

Aber das war nur eine verschwiegene Angelegenheit seines Herzens. Er wußte, daß er Liebe nicht erwarten durfte.

Sie hatten schon ein paarmal von einer Insel gesprochen, auf der es allerlei Höhlen und alte Bäume zu sehen gab und zu der Brigge die Mädchen mit seinem Segelboot fahren wollte. Und eines Abends, als Ilse nicht mehr am Strande war, sagte die schwarzhaarige Herta zu dem Maler: „Es ist schon ein paar Tage ruhiges Wetter. Wenn Sie Lust haben, können Sie mich morgen zu Ihrer Märcheninsel fahren.“

„Und Ihre Freundin?“ fragte Brigge etwas verwundert.

„Sie ist zu bequem. Sie will in Ruhe ein paar Briefe an ihre Freundin schreiben.“

Ein unruhiges Gefühl war an diesem Abend in Brigge. Die blonde Ilse wußte, wie sehr er sich auf diese Fahrt mit ihr gefreut hatte. Warum kam sie nun nicht mit? Was fürchtete sie? Glaubte sie, daß es an der Zeit war, ihm durch das Fortbleiben verstehen zu geben: Lieber Freund, Sie hoffen zu viel? Aber darum durfte er zu der anderen nicht „Nein“ sagen. —

Und nun fuhr er mit Herta schon weit auf dem Meere. Das Boot hatte glatte Fahrt, und die beiden Insassen fanden Muße, zu plaudern. Dabei schien es, als ob die Unabhängigkeit von der Freundin die sonst so stille Herta gesprächiger und offenherziger machte. Kaum aber hatten sie die Insel erreicht, als mit unerwarteter Geschwindigkeit ein Wetter aufzog; der Himmel verfärbte sich, ein jäher Wind strich über das Wasser, und Brigge fand gerade noch Zeit, in einer kleinen Bucht zu landen, ehe der Regen kam.

Sie saßen in der kleinen Kajüte des Bootes.

„Nun wird es wohl mit den Höhlen nichts werden“, sagte Brigge.

„Machen Sie sich keine Sorgen. Hier ist es auch gemütlich. Nicht wahr? Hier stört uns das Wetter nicht.“

Der Maler sah das Mädchen an. Herta war durchaus nicht wetterfest gekleidet. Das kurze, seidene Kleid, das die Knie frei ließ, nahm sich recht seltsam in der einfachen Kajüte aus, und die zurückgelehnte, lächelnde Gestalt ließ mit einem Male den Maler ahnen, daß dies Mädchen vielleicht gar nichts anderes, als dies Alleinsein mit ihm gewünscht habe. Hätte er nun nicht froh sein und das Geschenk, das ihm geboten wurde, nehmen können? Ein merkwürdig bitteres Gefühl hielt ihn zurück. Er dachte daran, daß vielleicht Ilse um diese Machtprobe der Freundin gewußt und sie gleichgültig zugelassen habe — aber dann dachte er auch an das Aufleuchten in ihren Augen, wenn er ihr begegnete, an das Lächeln, das so viele Worte ersetzte und nicht täuschen konnte, und er wußte: Hier habe ich nichts zu tun, als an die zu denken, die ich liebe, und darf ihr nicht wehe tun. —

Der Sturm hatte sich längst gelegt, die Dunkelheit kam über das Meer, aber immer noch war es unmöglich, aus der schmalen Bucht das freie Wasser zu gewinnen. Dunkel wurde es auch in der Kajüte — bis auf ein Schimmern von Hertags Kleid — dunkel, still und kühl. Spät, sehr spät war es, als sie endlich heimfuhren, müde, schweigsam, beinahe gelangweilt.

Die blonde Ilse hatte lange am Strande gewartet und nach der Richtung der Insel ausgeschaut.

„Der Sturm kümmert sie nicht“, dachte sie mit einem leisen Wehgefühl, „sie sind sich selbst genug. Nun sind sie schon viele Stunden allein, niemand sieht sie. Vielleicht kommen sie erst am Morgen heim — und keiner braucht mir etwas zu erzählen. Ich weiß, wie die Menschen sind . . .“

Und als sie am anderen Tage am Frühstückstisch der Freundin gegenüber saß und diese mit leiser Ironie fragte: „Hast du denn schon unserem Nachbarn „Guten Morgen“ gesagt?“ antwortete Ilse:

„Warum? Er ist nicht so bedeutend. Er enttäuscht schließlich wie alle Männer!“

Da verzog Herta ein wenig die Lippen und fügte hinzu: „Ja, er enttäuscht sehr —!“

Erst am Abend erfuhr Brigge, daß die beiden Mädchen mit dem Nachmittagsdampfer abgefahren waren. Er stand lange am Steg, wo ein paar Kinder spielten, die weinten, wenn ihnen etwas wehe tat, und lachten, wenn ihnen etwas Freude machte, — und sah ratlos über die Wellen, als könnten sie ihm Worte der Entschwundenen zutragen, die das Rätsel ihres Schweigens lösten.

Bunte Chronik

* **Das Geheimnis der ewigen Jugend.** In Newyork hat dieser Tage ein Ärztekongreß stattgefunden, auf dem u. a. auch das Geheimnis der ewigen Jugend besprochen wurde, dessen Lösung einer der Teilnehmer gefunden zu haben vorgibt. Professor Stockard, Anatomielehrer an der Cornell-Universität, erklärt nämlich, daß alle bisher entdeckten Verjüngungsverfahren von einer falschen Voraussetzung ausgingen und deshalb mehr oder weniger zur Erfolglosigkeit verurteilt seien. Nicht die Verjüngung altgewordener Organismen sei das Problem, um das es sich hier handele, sondern die Verhinderung des Altersbeginns überhaupt. Der Mensch sei so lange jung, wie er sich noch im Wachstum befinde; praktisch genommen beginne das Alter bereits in dem Augenblick, in dem das Wachstum zum Stillstand komme, also mit etwa 25 Jahren. Das Geheimnis der ewigen Jugend beruhe also darauf, das Wachstum immer aufs Neue anzuregen, und Professor Stockard hat ein Verfahren ausgearbeitet, das in diesem Sinne auf den menschlichen Körper wirkt und das zur Zeit an einer Reihe von Versuchspersonen praktisch erprobt wird. Es beruht hauptsächlich auf der Verabreichung gewisser wachstumsanregender Medikamente und Injektionen.

Lustige Rundschau

* **Rangordnung.** Als der Herzog von Vendôme, Heinrichs IV. natürlicher Sohn, durch Noyon kam, stieg er im Gasthaus zu den „Drei Königen“ ab. Der Sohn des Wirtes war eben Advokat geworden und glaubte sich in dieser neuen Würde verpflichtet, die Honneurs des Hauses zu machen. Als ihn Vendôme fragte, wer er sei, antwortete er: „Ich bin der Sohn von den drei Königen.“ — „Dann nehmen Sie bitte den Ehrenplatz“, erwiderte Vendôme, „ich bin ja nur der Sohn von einem einzigen.“

*

* **Freundinnen.** Frau A. zu Frau B.: „Reizend siehst du heute aus, Liebste. Was so ein Hut macht!“

*

* **Erkannt.** Es klopft. Der Hausherr öffnet. Ein Mann steht draußen. — „Anna, Ihr Bräutigam!“ — „Woran erkennen Sie denn, daß es mein Bräutigam ist?“ — „Am Aroma. Er raucht meine Zigaretten!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.